

Mein Tod berührt mich nur am Rande – Sartres Analyse der Bedeutung des Todes für die „menschliche Wirklichkeit“

Thomas Warnecke

Zusammenfassung

Der Tod ist nach Sartre für die „menschliche Wirklichkeit“, sein Bewusstsein, ein Ereignis der Außenwelt mit zufälligem Datum und daher absurd. Der Mensch kann ihn deshalb nicht durch Erwartung sinnstiftend in seinen Existenzentwurf einbeziehen. Vielmehr stellt er eine vollständige Entfremdung dar, die dadurch verdoppelt wird, dass die „menschliche Wirklichkeit“ dann nur noch im Gedächtnis der Anderen existiert. Andererseits beschränkt die Sterblichkeit des Menschen seine vollständige Freiheit nicht, da seine freie Wahl selbst schon seine Endlichkeit erschafft.

Schlüsselwörter

Tod, Bewusstsein, Existenz, Entwurf, Entfremdung, die Anderen, Endlichkeit

Abstract

For Sartre death is for the “human reality”, his consciousness, an incident belonging to the outer world occurring accidentally and therefore is absurd. Thus for the human being it is impossible to include his death into the project of his personal existence by anticipating it in order to provide any additional meaning to his life. Death rather means an entire form of alienation, doubled by the fact that the “human reality” then only exists in the memory of the Others. On the other hand mortality doesn't mean any constraint for the absolute freedom of the human being because his free choice contains its finitude in itself.

Keywords

death, consciousness, existence, project, alienation, the Others, finitude

Letzte Frage: „25. Wieso weinen die Sterbenden nie?“
(Max Frisch, Fragebogen, Tagebuch 1946–49)

1 Einleitung

„Jedes Existierende wird ohne Grund geboren, schleppt sich durchs Leben aus Schwäche und stirbt durch äußere Einwirkung.“ Mit diesem Satz aus Sartres erstem Roman *La Nausée* (dt. *Der Ekel*) ist das Wichtigste seiner Ansicht des Todes vorweggenommen. Für mich ist mein Tod ein Ereignis, das mir im Prinzip unvorhersehbar zustößt, zufällig und daher absurd, und das einzig einen Schlusspunkt meiner Möglichkeiten als existierender Mensch bedeutet. Wenn er darüber hinaus noch eine Bedeutung haben sollte, besteht sie allenfalls darin, dass die dann noch Lebenden, die mich kannten, von nun an, sollten sie an mich denken oder über mich sprechen, darüber, wer ich war und was mein Leben bedeutete, wie über eine Beute verfügen. Nebenbei erfahren sie auch durch meinen und den Tod anderer Menschen, dass es ihn überhaupt gibt. Können Sie sich selbst

als tot *denken*? Sehen Sie Wenn Sie nie erlebt hätten, dass andere sterben können, würden Sie mit gutem Recht von Ihrer eigenen Unsterblichkeit ausgehen.

So düster Sartres literarisches Erstlingswerk daherkommt, so optimistisch ist der Anspruch Sartres, dem Menschen, der „*réalité humaine*“, wie er sie nannte, die vollständige, im Wortsinne „absolute“ Freiheit zur Verwirklichung (oder auch zum Versäumen) seiner jeweiligen Möglichkeiten zu geben. Eingeschränkt bin ich allenfalls durch das, was er die zufällige „Faktizität“ nannte: Ort und Zeit meiner Existenz sowie meine körperliche Verfassung, dazu die bisweilen höllisch sich gebende Existenz der anderen Menschen um mich herum als auch meine von mir selbst hinterlassene Vergangenheit und schlussendlich durch meinen Tod. Da all das mir als *denkendem Ich* aber von *außen* zukommt, kann es mich nicht wirklich berühren, also auch meine Freiheit nicht einschränken. Alles, was in meiner Welt unveränderlich und wesenhaft vorkommt, alle „Dinge“, alles, was einfach nur ist, was es ist und nichts anderes, kann mir als denkendem Bewusstsein allenfalls eine spezielle Form des Ekels verursachen, eine Abneigung, wie sie der Ich-Erzähler aus *La Nausée* verspürt, als er am Strand der Normandie einen Kieselstein in die Hand nimmt:

„Sonnabend warfen die Jungens flache Steine über das Wasser, und ich wollte, wie sie, einen Kieselstein übers Wasser hüpfen lassen. In diesem Augenblick nahm ich Abstand davon, ließ den Stein fallen und ging. [...] Was in mir selbst vorging, hat keine klaren Spuren hinterlassen. Da war etwas, das ich sah und das mich abstieß, aber ich weiß nicht mehr, war es nun das Meer oder der Kieselstein.“¹

Wenn im folgenden Sartres Verständnis des Todes, wie er es hauptsächlich in seiner ersten großen, wenn man will, systematischen philosophischen Schrift *Das Sein und das Nichts* entwickelt hat, nachgezeichnet werden soll, sind zum Verständnis zwei Perspektiven hilfreich:

1. Die von ihm mit Hilfe der Begriffe von Husserl und Hegel zugespitzte cartesianische Bewusstseinskonzeption sowie
2. die auf moralischer Ebene daraus von ihm gefolgerte Geringschätzung aller bloß äußeren Natur sowie des Todes, die sehr große Ähnlichkeit mit dem antiken stoischen Ideal besitzt.

Die Perspektive 1 soll hier zum besseren Verständnis in der gebotenen Kürze vorangestellt werden, für Perspektive 2 mag an dieser Stelle auch mit Blick auf den Tod Epiktet genügen: „Nicht die Dinge beunruhigen die Menschen, sondern ihre Meinungen über die Dinge. So ist z.B. der Tod nichts Schreckliches, sonst wäre er auch dem Sokrates so erschienen; sondern die Meinung, dass er etwas Schreckliches sei, das ist das Schreckliche.“²

2 Das Bewusstsein ist sein eigenes Nichts – ein cartesianischer Ansatz

Wie kann Sartre behaupten, dass mein Tod mir als ein gänzlich von außen kommendes Ereignis zustößt? Dazu erscheint es sinnvoll, kurz auf seine Konzeption des denkenden Ich einzugehen, denn die *réalité humaine*, der existierende Mensch, wird „vom Standpunkt des Cogito“ (673)³ aus beschrieben. Da ist dann zu sehen, dass sein Ansatz in seiner Grundanlage dem des René Descartes entspricht, der den Menschen als aus zwei „Substanzen“ zusammengesetzt sah, einer „denkenden“ und einer „ausgedehnten“ körperlichen.

Übereinstimmend mit Husserl hält Sartre zunächst den auf einen *Inhalt* gerichteten Charakter jeglichen Bewusstseins fest: „Jedes Bewusstsein ist Bewusstsein *von* etwas.“ (16) Damit dieser Inhalt aber gleichzeitig *mir* bewusst ist, muss es, so Sartre, in eins damit ein nicht-setzendes Bewusstsein meiner selbst, ein, wie er es nennt, „präreflexives cogito“ geben, „die einzig mögliche Daseinsweise für ein Bewusstsein von etwas“ (19–20).⁴ Dieses ist aber nicht, wie bei Descartes, „Substanz“, sondern „ein Sein, das durch und durch Existenz ist“; was bedeuten soll, dass es sich „reine Erscheinung“ ist, aus sich selbst gegründet, damit ein „Absolutes“. Wenn jedes Bewusstsein Bewusstsein *von etwas* ist, muss dieses ‚etwas‘ nun notwendig ein anderes als das Bewusstsein selbst sein. Dieses andere ist die Außenwelt oder das, was *ist*, das Sein. *Außenwelt* sollte man hier umfassend verstehen als alles, was außerhalb des Bewusstseins ist und daher sein Inhalt werden kann, auf den es sich richtet, also auch mein Körper, schlicht alles, was ich sehen (hören, fühlen, vorstellen, denken ...) kann. Das Bewusstsein muss also als Bewusstsein *von etwas* „sichtbar werden ... als Offenbarkeit eines Seins, das nicht es ist und das sich bereits existierend darbietet, wenn es es entdeckt“ (29). Dieses äußere Sein, „vollständige Positivität“, indifferent, massiv und opak, beschreibt Sartre tautologisch: „Das Sein ist. Das Sein ist an sich. Das Sein ist das, was es ist“ (35). Und damit ebenso absolut wie das Bewusstsein. Welt und Bewusstsein sind aber wechselseitig aufeinander verwiesen: Ohne Welt kein Bewusstsein und ohne Bewusstsein keine Welt. Da das Bewusstsein ohne Welt, die es FÜR es gibt, nicht(s) ist, nennt er es mit den Worten Hegels das „Für-sich“, die Welt selbst dagegen, die einfach AN SICH ist, das „An-sich“.

Zentraler Charakter des existierenden Bewusstseins ist seine Transzendenz, sein stetiges Sich-Überschreiten auf einen Inhalt hin, der *für es* ist, der es aber nie selbst ist. So kommt Sartre zu der paradoxen Formulierung, dass das Sein des Bewusstseins darin besteht, *das zu sein, was es nicht ist und zugleich nicht das zu sein, was es ist*. (z.B. 116). Indem das Bewusstsein nicht das ist, was es ist, also mein Bewusstsein von dem Weinglas vor mir auf dem Tisch nicht identisch ist mit dem Weinglas, trägt es sein eigenes Nichts in sich wie einen Riss oder Spalt, der es von der ansichseienden Realität der Dinge trennt. Diese Trennung eröffnet die Möglichkeit der Infragestellung oder der Verneinung. Es gibt ein Sein, „durch das das Nichts zu den Dingen kommt“, und „das Sein, durch das das Nichts in die Welt gelangt, muss sein eigenes Nichts sein“ (63). Nichten zu können oder Nein sagen zu können, bedeutet frei zu sein. *Das Bewusstsein in der Konzeption Sartres ist als absolutes ein absolut freies*. Betont sei hier, dass diese absolute Freiheit eine Freiheit des *Bewusstseins* ist. Ob das meine Situation als in einem Körper an einem konkreten Ort in der Welt befindliches mit meint, steht auf einem anderen Blatt, weshalb man Sartre durchaus vorhalten kann, dass diese absolute Freiheit auf eine Freiheit der *Haltung* im Sinne des stoischen Denkens hinausläuft.

Nun bereitet ein Bewusstsein, tot zu sein, nicht nur logische, sondern auch von den physikalisch-biologischen Voraussetzungen her einige Schwierigkeiten, weshalb mein Tod also tatsächlich, wie es scheint, für mein Bewusstsein ein von außen kommendes Ereignis darstellt. (Ein Bewusstsein vom Tod als totes Bewusstsein ... ?.) Konsequenterweise untersucht Sartre in seiner Analyse der Bedeutung des Todes für das Bewusstsein grundlegende mögliche Einstellungen ihm gegenüber.

3 Mein Tod ist eine zufällige äußere Tatsache

Zu Beginn seiner Erörterung weist Sartre auf den janusköpfigen Charakter des Todes hin. Als Grenzstein kann er in zwei Richtungen weisen: Als ein Ereignis in der Ordnung der Zeit kann er einerseits den Endpunkt meines Lebens bedeuten, auf den es sich zubewegt hat wie eine Melodie auf ihren Schlussakkord hin und der mit diesem Abschluss meinem Leben seine Erfüllung und seinen Sinn verleiht. Andererseits aber, und das ist

Sartres Option, verweist er als endgültiges Ende auf das absolute Nichts meines Lebens, das hinter ihm liegt, das schlechthin nicht mehr Menschliche meines Daseins als *réalité humaine*, das Unmenschliche (Menschlich sein können heißt am Leben sein können!). Diese Option ist begründet: Der ‚Standpunkt des cogito‘ ist der einer radikalen Diesseitigkeit, der vom Leben aus schauende Standpunkt, der als der einzig sinnvolle erscheint.

3.1 Kann ich meinen Tod erwarten?

Die wichtigste Haltung, die ich dem Tod gegenüber einnehmen kann, da ich weiß, dass er am Ende meines Lebens auf mich wartet, ist es, selbst auf ihn zu warten. Für Heidegger, der für Sartres Denken ein wichtiger Wegbereiter war, war die heroische „vorlaufende Entschlossenheit“, die mein unvermeidliches „Sein zum Tode“ in sich aufnimmt, der Prüfstein für ein „eigentliches Selbstsein“ (M. Heidegger, *Sein und Zeit*, § 62). Unsinn, meint Sartre. Was heißt denn: ‚etwas erwarten‘? Man muss die zwei Bedeutungen, die ‚Erwartung‘ hat, voneinander unterscheiden. Sich nämlich auf den Tod gefasst machen heißt nicht, auf ihn zu warten. Erwarten kann man nämlich nur ein bestimmtes Ereignis, dessen Eintreffen eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit hat, weil es in den Verlauf der äußeren Welt eingebunden ist. Und da das Eintreffen meines Todes von den Ereignissen der äußeren Welt abhängt (der natürliche Verfall meines Körpers, ein Unfall, Krieg, ...), fällt sein Ereignis in diese Kategorie: er „kann für kein Datum vorausgesehen und folglich auch nicht erwartet werden“ (675).

Jetzt macht es natürlich einen Unterschied, ob mich der Tod am Ende eines Lebens, das wie ein langer ruhiger Fluss verläuft, oder *plötzlich*, sei es im Alter oder in der Jugend, ereilt. Im ersten Fall könnte ich mein Leben als ein „begrenzttes Unternehmen“ leben und meinen Tod auch erwarten. Die andere Möglichkeit stets und jederzeit in Betracht zu ziehen, hieße dieses Unternehmen vom Standpunkt seines Scheiterns aus zu betrachten, als „verfehlttes Unternehmen“ (676). Seine plötzliche Möglichkeit ist aber jederzeit gegeben, daher erscheint es sinnlos, ihn zu erwarten. Sein Eintreffen ist prinzipiell undeterminiert; ich weiß zwar, dass er irgendwann kommt, aber der Zeitpunkt ist (wenn man nicht den christlichen Standpunkt einnimmt, von dem Sartre sich kategorisch absetzt) kontingent. Das macht ihn für mich, der ich mich als meine Möglichkeiten in die Welt hinein entwerfe, *absurd*. Er gehört nicht zu meinen Möglichkeiten, deren Verwirklichung ich erwarten kann, vielmehr ist er das Ende aller meiner Möglichkeiten. Wollte ich meinem Tod erwartend entgegengehen, benähme ich mich aller meiner Möglichkeiten als Lebender, was ebenso absurd wäre. Der Sinn, den ich meinem Leben nur durch meine freie Subjektivität geben kann, wird ihm durch den Tod, der nicht „auf dem Untergrund unserer Freiheit erscheint“ (679), genommen.

Da hilft auch, als letzte Möglichkeit, der Selbstmord nicht: die Taten meines Lebens erhalten ihre Bedeutung nur aus der (bzw. meiner) Zukunft, aber mit dem Selbstmord ist diese Zukunft abgeschnitten und damit auch jede Bedeutung. „Der Selbstmord ist eine Absurdheit, der mein Leben im Absurden untergehen lässt.“ (680) Sartre deutet an dieser Stelle eine psychologisch interessante Frage nur an: Wie beurteile ich selbst denn meinen *misslungenen* Selbstmordversuch? Der Autor hat die Erfahrung gemacht, dass Menschen, die einen Selbstmordversuch unternommen haben, hinterher sehr ungern darüber sprechen und wenn es sich nicht vermeiden lässt, dann wenigstens zu vermeiden suchen, ihre Handlung beim Namen zu nennen. Sie sind nämlich jetzt am und im Leben und von da aus müssen sie ihrem Tun eine Bedeutung geben.⁵

Wenn also die Erwartung meines Todes noch nicht einmal dadurch sinnvoller wird, dass ich selbst nachhelfe, dann ist sie prinzipiell sinnlos. Sie ist nämlich „Verneinung jeder Erwartung“ (680). Da wir sterblich und uns

dessen bewusst sind, könnte man uns mit einem Verurteilten vergleichen, der nur den Tag seiner Hinrichtung nicht kennt. „Das stimmt nicht ganz genau: vielmehr müsste man uns mit einem zum Tode Verurteilten vergleichen, der sich tapfer auf den letzten Gang vorbereitet, der alle Sorgfalt darauf verwendet, auf dem Schafott eine gute Figur zu machen und der inzwischen von einer Grippeepidemie dahingerafft wird.“ (672)

3.2 Mein Tod von außen betrachtet: Der Triumph der Anderen

Wenn mein Tod also nicht erwartet werden kann, weil er kein Ereignis meines Lebens ist, wenn ich ihn nicht als „meine Möglichkeit“ nehmen kann, dann ist er für mich, von mir aus gesehen, absurd. Heißt das, dass ich mit meinem Tod völlig aus der Welt gefallen bin? Mitnichten, meint Sartre, nur der Charakter meines Lebens ändert sich dadurch, und das gründlich. Als abgeschlossenes, beendetes Leben ist es nicht aus dem Sein getilgt, allerdings hat es seine Eigenschaft als „Für-sich“ verloren und ist im „An-sich“ aufgegangen: Es existiert als Vergangenheit, als eine abgeschlossene Tatsache der Welt. Da Sartre, ganz im Gegensatz zu Descartes, ein transzendentes Fortbestehen des cogito verneint, gibt es nur eine Möglichkeit seiner weiteren Existenz – *im Gedächtnis des Anderen*. „Das Kennzeichen eines toten Lebens ist, dass es ein Leben ist, zu dessen Wächter der Andere sich macht.“ (682) Er kann das auf die Weise des Vergessens oder des Erinnerns tun, ungeschehen kann er mich nicht machen. Ich kann zwar sagen, dass *mein* Tod nicht zu meinem Leben gehört, aber der der anderen – sofern er mir begegnet und das wird er im Verlaufe meines Lebens unvermeidlich – ist immer Bestandteil meines Lebens, zu dem ich mich stellen muss: „Wir wählen unsere Einstellung zu den Toten, aber es kann nicht geschehen, dass wir nicht eine wählen.“ (683)

Der Verstorbene hat jetzt keine Möglichkeit mehr, selbst seinem Leben einen Sinn zu geben, das übernehmen nun die Anderen für ihn. Damit ist dieser Sinn aber nicht endgültig festgestellt, er ist je nach der Einschätzung der Anderen weiterhin Veränderungen unterworfen. Jedes Mal, wenn wir über einen Toten sprechen, verleihen wir seinem Leben diese oder jene Bedeutung: er kann uns ja nicht mehr widersprechen oder unsere Worte über ihn durch sein Handeln Lügen strafen. Für den Fall meines Todes, und der wird früher oder später eintreten, geht mir jede Möglichkeit verloren, über den Sinn meines Lebens zu entscheiden. Damit reiht sich dieses Leben, ob bedeutend oder nicht, in den Verlauf der Weltgeschichte ein und wird meinem Einfluss komplett entzogen⁶: „So entfremdet uns die Existenz des Todes auch in unserem eigenen Leben ganz und gar zugunsten Anderer. Tot sein, heißt, den Lebenden eine Beute sein.“ (684) Zwar verwandelt der Andere mich schon während meines Lebens durch den Blick, den er auf mich wirft und mit dem er mich beurteilt, in eine äußere Tatsache der Welt, ein „An-sich“, dem kann ich aber durch mein Handeln immer noch ein Schnippchen schlagen, so dass meine „Entfremdung“ nicht vollständig ist. Mit meinem Tod wird sie es aber, denn allem, was mein Leben ausmacht, wird jetzt ein „Sinn von außen her“ (686) gegeben, und der ist willkürlich. Mein Leben wird vom Zeitpunkt meines Todes an Veränderungen erleiden, ohne im Geringsten dafür verantwortlich zu sein. Da mich also mein Tod auch in Beziehung auf die Anderen in eine reine Äußerlichkeit verwandelt, die ich auf keine Weise in meinen Lebensentwurf hineinnehmen kann – weder weiß ich noch habe ich einen Einfluss darauf, wie die anderen nach mir über mich reden werden –, ist er auch in dieser Hinsicht für mich etwas komplett äußerliches: „Der Tod ist, ebenso wie die Geburt, ein reines Faktum; er kommt von Draußen und verwandelt uns in Draußen.“ (687) So zufällig wie meine Geburt wird auch mein Tod sein, dies nennt Sartre mit Heidegger „Geworfenheit“.⁷

3.3 Ist Sterblichkeit = Endlichkeit = Einschränkung?

Zum Abschluss seiner Erörterung bleibt für Sartre die Frage, ob der Tod, da er ja unserer Existenz ein sicheres, wenn auch nicht terminiertes Verfallsdatum setzt, nicht für unsere Freiheit als das, was uns als denkende

Wesen ganz prinzipiell ausmacht, eine reale Einschränkung bedeutet. Wenn ich nur eine endliche Zeit zur Verfügung habe, um mich in meinen Entwürfen zu realisieren, dann setzt mir das anscheinend deutliche Grenzen. Sartre verneint auch hier. Tod und Endlichkeit sind zwei völlig verschiedene Dinge. Der Tod ist nämlich ein zufälliges („kontingentes“) Faktum, während Endlichkeit der stete Begleiter aller meiner Handlungen in der Welt ist, sie gehört zu meiner „ontologischen Struktur“. Ich realisiere meine Existenz, indem ich wähle und ich kann gar nicht anders als wählen. Und jede meiner Wahlen schließt alle ungenutzten Möglichkeiten ein für alle Mal aus. „Gerade der Freiheitsakt ist also Übernahme und Erschaffung der Endlichkeit“ (688), die Endlichkeit kommt vom Leben her und nicht vom Tod. Dem könnte ich auch nicht entgehen, wenn ich unsterblich wäre, denn ich kann eine verpasste Gelegenheit nicht später nachholen, weil es sie immer nur jetzt und hier gibt – *später ist nicht jetzt*.

So reiht sich der Tod schlichtweg ein in die Reihe der Kehr- oder Außenseiten meiner absoluten Freiheit, in das, was Sartre meine „Situation“ nennt, die immer zufällig und nie schicksalhaft ist und nur in diesem Sinne „absurd“: Mein Ort in der Welt (räumlich und zeitlich), meine Vergangenheit und die Anderen in meiner Welt. Er ist wie die anderen genannten einfach eine Gegebenheit, innerhalb derer ich mein Leben einrichte. „Ich bin nicht «frei um des Sterbens willen», sondern ich bin ein freier Sterblicher.“ (689) Was ich bin, ist Subjektivität, ist „Ich-denke“, ist „Das-habe-ich-noch-vor“, und der Tod ist jenseits davon, ich kann meinen Tod einfach nicht denken (oder auch nur als eine meiner Möglichkeiten erfassen), deswegen geht er mich eigentlich nichts an. Mein Tod ist ein „Unrealisierbares“, dem gegenüber ich Haltungen einnehmen kann, wie ich will – wir sterben „immer *noch obendrein*“ (690).

4 Fazit

Indem Sartre den Tod als Grenze nur in dem Sinne gelten lässt, dass dahinter das absolute Nichts meiner Existenz liegt, hat er markiert, dass er die Betrachtung des Todes nur von der des Lebens ableitet. Er nimmt damit einen Standpunkt radikaler Diesseitigkeit ein, der Transzendenz nur innerweltlich in dem Sinne kennt, dass sich das Bewusstsein in seinem Fortbestand stetig auf ein ihm Äußeres hin überschreitet. Der Versuch, das Ungeheuerliche, das der Tod für mich als denkendes Ich bedeutet, als Erwartung in den Entwurf meiner selbst als das, was ich bin, mit einzubeziehen und ihm dadurch einen Sinn in meinem Leben zu geben, muss notwendig scheitern, da ihm unvermeidlich etwas unvorhersehbar Ereignishaftes anhängt.

Aller Sinn in der Welt erscheint nur durch die Freiheit, die das Bewusstsein *ist*. Da aber „der Tod nicht auf dem Untergrund unserer Freiheit erscheint, so muss er *dem Leben jede Bedeutung nehmen*.“ (679) Der Tod ist vom Bewusstsein aus gesehen absurd. Nicht nur, dass ich, einmal gestorben, jeder Transzendenz auf ein Mögliches hin, meines Entwurfs, beraubt und damit mir selbst „entfremdet“ bin, bin ich es dann doppelt, da von nun an die Anderen, die noch Lebenden, über die Bedeutung meines Lebens herrschen, wenn auch weder einstimmig noch endgültig. Andererseits bedeutet die Tatsache meiner Sterblichkeit keine Einschränkung meiner Freiheit im Sinne der Endlichkeit aller meiner Projekte, denn die Endlichkeit ist steter Begleiter aller meiner Entscheidungen schon als Lebender und ich sterbe ja „immer *noch obendrein*“.

Den Tod als etwas von außen kommendes zu betrachten, das meine *réalité humaine* nicht berühren kann, weil es ihr prinzipiell äußerlich ist, und sei ich auch sterbenskrank, kann man als weiteren optimistischen Aspekt eines Denkens ansehen, das den Menschen in allererster Linie von seiner Zukünftigkeit her betrachtet. Die *réalité humaine* besteht nämlich darin, zur Verwirklichung drängender Entwurf seiner selbst auf einen mög-

lichen Sinn hin zu sein. Der aber ist, solange ich eine Zukunft habe, immer nur vorläufig und nie endgültig. Sinnstiftung als nur vom je individuellen cogito aus mögliche positioniert den Menschen in den *offenen Horizont seiner Zukunft* und bestreitet die Existenz objektiver Werte: Ich muss sie mir in Freiheit schon jeweils zu eigen machen, nur durch mich (und andere, die dieselben Werte *wählen*) und nur dann existieren sie.

Das wirft die schwierige Frage nach der Moral auf, die auch nur durch sie verwirklichende Menschen existiert und die für Sartre die alles entscheidende Frage der menschlichen Wirklichkeit ist, wenn er zeigen will, „dass der Mensch *auch* einen Wert darstellt und dass die Fragen, die er sich stellt, immer moralisch sind.“⁸ Sartre hielt diese Moral selbst für „gleichzeitig unvermeidbar und unmöglich“⁹. Der Tod, der alles verneint und vernichtet, was ich bin, erscheint für uns Lebende nicht nur absurd, sondern auch *amoralisch*.

(Endnotes)

- 1 J.-P. Sartre, *Der Ekel*, Rowohlt, Reinbek, (1963) 246.-258 Tausend Februar 1980, S. 7–8
- 2 Zitiert nach: Epiktet, *Wege zum glücklichen Handeln*, Insel Verlag, Ffm., 1992, S. 12
- 3 Alle Seitenzahlen, sofern nicht anders angegeben, beziehen sich auf Jean-Paul Sartre, *Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie*, Rowohlt, Hamburg 1962, 25.-29. Tausend April 1982 (übersetzt je anteilig von Justus Streller, Karl August Ott und Alexa Wagner)
- 4 Ganz analog bei I. Kant: „Das: *Ich denke*, muss alle meine Vorstellungen begleiten können;“ Kritik der reinen Vernunft, Transzendentalanalytik, § 16, B132
- 5 Woody Allen, der sich in vielen seiner Filme existenzialistisch inspiriert zeigt, hat es einmal so ausgedrückt: „Bei meinem Glück wäre Selbstmord nur eine vorübergehende Lösung.“
- 6 Daher auch seine lakonische Bemerkung, dass es letzten Endes gleich ist, ob man die Geschehnisse der Welt lenkt oder sich im Stillen betrinkt ... (vgl. 784–785)
- 7 Im Original „*facticité*“, was wesentlich nüchterner und unpathetischer klingt als die Heideggersche „Geworfenheit“
- 8 J.-P. Sartre, *Was ist Literatur?*, Rowohlt, Reinbek 1958, S. 173
- 9 J.-P. Sartre, Saint Genet, *Komödiant und Märtyrer*, Rowohlt, Reinbek 1982, S. 294 (Fußnote)

Zum Autor

Thomas Warnecke, Jahrgang 1959, Gymnasiallehrer für die Fächer Philosophie/Ethik, Chemie und Informatik, Studium in Frankfurt/Main und Mainz (dort Abschluss), seit 4 Jahren am Rabanus-Maurus-Gymnasium in Mainz. Zulassungsarbeit für das 1. Staatsexamen: Freiheit und Verantwortung beim frühen Jean-Paul-Sartre (bei Richard Wisser). Lehrbeauftragter am Philosophischen Seminar der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Philosophische Interessenschwerpunkte: Die Veränderungen der *conditio humana* durch die massiv beschleunigte Technisierung unserer Zivilisation ausgehend von der Reflexion des Existenzialismus und anderer französischer Positionen des 20. Jahrhunderts.

Kontakt: warneckt@uni-mainz.de